

der Beiträge gestaltet sein können, indem hier Teilüberschriften eingefügt worden wären, die wiederum die vorhandene thematische Untergliederung sichtbar gemacht hätten. Auch die Frage danach, was eigentlich unter einer slawischen Mikroliteratursprache zu verstehen ist, hätte etwas deutlicher zur Sprache kommen können: Während dieses Konzept vom Herausgeber selber stringent abgelehnt wird, plädiert Vladislav Knoll für eine definatorische Präzisierung bisheriger Ansätze, und Mihajlo Fejsa stimmt dem jetzigen Klassifikationsansatz weitestgehend zu, so dass hier eher gegensätzliche Positionen zum Vorschein kommen. Verwunderlich ist dies eigentlich nicht, wird diese Thematik doch in der internationalen Slawistik ohnehin sehr unterschiedlich bewertet; gleichwohl wäre eine Statusdiskussion interessant gewesen. Insgesamt sind die Beiträge facettenreich gestaltet, und sie thematisieren anspruchsvoll aufgearbeitete Problemfelder. Zahlreiche neue Einblicke in die Erforschung slawischer Minderheitensprachen werden präsentiert, so dass die Slawistik vom vorgelegten Werk profitieren kann, das für alle, die sich mit Minderheitenfragen befassen, zweifelsfrei aufschlussreich sein wird.

Martin Henzelmann

Jean-Rémi Carbonneau, Andreas Gruschke, Fabian Jacobs, Ines Keller, Sonja Wölke (Hgg.): Dimensionen kultureller Sicherheit bei ethnischen und sprachlichen Minderheiten. Beiträge der internationalen Konferenz des Sorbischen Instituts, des Lehrstuhls Québec- und Kanadastudien (CRÉQC) an der Université du Québec à Montréal (Kanada) und der Fakultät für Soziale Entwicklung und Westchina-Entwicklungsstudien der Universität Sichuan (China), 17.–19.11.2016 in Bautzen. (=) **Lětopis. Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur 64 (2017) Heft 2 (Doppelheft).** Bautzen: Domowina-Verlag, 360 S.

Das Buch gliedert sich in fünf Abschnitte, denen eine umfangreiche Einführung vorausgeht. Sie stellen jeweils einen anderen Aspekt in den Mittelpunkt: die staatliche Stabilität, Institutionen, Territorien, kollektive Identitätsangebote und den Aspekt der Partizipation. Die Herausgeberinnen und Herausgeber (CARBONNEAU, GRUSCHKE, JACOBS und KELLER) formulieren als Tagungsthema die Erörterung von ethnischen und institutionellen Rahmenbedingungen, „die es ethnischen und sprachlichen Minderheiten ermöglichen, durch politische Mitbestimmung ein Gefühl von Zugehörigkeit zu ihrem Staat zu entwickeln und gleichzeitig ihre kulturelle Souveränität zu stärken. Dies garantiere, so die Annahme, soziale Stabilität und eine nachhaltige Entwicklung sowohl der Minderheiten als auch der Gesamtgesellschaft.“ (S. 6) In dieser Zusammenfassung der Tagung werden die wesentlichen Punkte angesprochen, mitunter deutlicher als in den Artikeln. Es geht demnach um kreative Resilienzstrategien und um Machtverhältnisse. Diese sind meist von Unterlegenheit der Minderheit gegenüber der Mehrheit bestimmt, gepaart mit dem Wunsch bzw. der Sorge, beim Thema Einfluss, Ausnutzung der vorhandenen Naturreichtümer und der Bestimmung der kulturellen Leitgedanken in wesentliche Entscheidungsprozesse einbezogen zu werden bzw. diese selbst zu verantworten. Der Begriff „Minderheit“ impliziert eine zahlenmäßig unterlegene Gruppe, fehlende herrschende Stellung, von der übrigen Bevölkerung abweichende ethnische, religiöse und/oder sprachliche Merkmale und ein solidarisches Gefühl zur Bewahrung dieser Kultur, Tradition, Religion und Sprache, die als „eigen“ angesehen werden (vgl. S. 7 mit Bezug auf Francesco Capotorti). Thematisiert

wird letztlich die Anerkennung der gesellschaftlichen Zugehörigkeit und des kulturellen Andersseins durch die Mehrheit, die das kollektive Bedürfnis kultureller Sicherheit bestimme (S. 7). Entscheidend sind dazu gesellschaftliche und institutionelle Bedingungen in den Bereichen staatlicher Stabilität sowie die Möglichkeit, bei Themen wie Institutionen, Territorien, kollektiver Zugehörigkeit und kultureller bzw. gesellschaftlicher Teilhabe Verantwortung zu übernehmen (S. 8). Die genannten Mittel, mit denen kulturelle Sicherheit (Definition S. 52) verstärkt werden kann, sind sehr unterschiedlich: sie können im religiösen Bereich gefunden werden (S. 13), aber auch in der kollektiven Pflege und Nutzung des kulturellen Erbes (S. 7, 13) sowie im Bereich der Sprachenpolitik.

Es ist Herausgebern und Verlag positiv anzurechnen, dass auch das Grußwort des Staatssekretärs im Sächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst Uwe GAUL in den Tagungsband aufgenommen wurde, wird doch damit auch die inhaltliche Begleitung der politischen Institutionen dokumentiert. Im abgedruckten Einführungsvortrag stellt Ingo KOLBOOM seine persönlichen Sichtweisen zum Thema „Minderheitenfrage“ in einer Art Rundumblick vor. Er erinnert an Voltaire, der 1763 auch den Schutz der Hugenotten, der verfolgten religiösen Minderheit in Frankreich, einschloss (S. 21), reflektiert weiterhin seine Erfahrungen zur Folklorisierung und damit Banalisierung des Sorbentums, zur Schleswig-Holstein-Frage, zu Tibet und China, zu Südtirol und Korsika, zu den Frankophonen in Kanada, den USA und den Bretonen in Frankreich. Er betont die kreative kollektive Resilienz, die „Rückeroberung von verloren gegangener kultureller und sprachlicher Heimat“. Hilfe bietet sich durch die Folklore, besonders durch Folk Music-Bewegungen in der ganzen Welt an: „Oft wissen die verstreut lebenden Minderheiten nicht, welches universelle Band sie miteinander verbindet.“ (S. 28). Diese Feststellung wundert allerdings aufgrund der rudimentären Forschung und des fehlenden Unterrichts im Fach Volkskunde oder Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie/Empirische Kulturwissenschaft kaum.

Nach dieser Einführung beginnen die Fachbeiträge. Im ersten Abschnitt „Staatliche Stabilität“ führt A. Tom GRUNFELD mit einem Vergleich zwischen Tibet und Québec zum Thema kultureller Sicherheit in die Problematik ein, die von Andreas GRUSCHKE für China und von Pierre TRUDEL für Kanada vertieft wird. Deutlich ist, dass allein materielle Mittel oder die Methode von „Zuckerbrot-und-Peitsche“ nicht geeignet sind, um Nationalismen der Minderheiten zu beseitigen und die Loyalität der Gruppen zu gewinnen (vgl. S. 33, 45, 61). Fundamentale Bedeutung kommt dabei kultureller Inklusion zu, die Vielfalt positiv aufnimmt und die staatlichen Institutionen zu deren Entwicklung bereitstellt (ausführlich S. 51). Immaterielles Kulturerbe und traditionelle Erzählungen nehmen hier einen breiten Raum ein (S. 57, 55). Pierre TRUDEL beschäftigt sich mit dem Thema „Kulturelle Identität und Wiederaufbau der indigenen Nationen in Kanada“, in dem er zwei Aktionsweisen der indigenen Völker in Kanada politisch auslotet: einmal die Tendenz des Umgehens politischer Institutionen, zum anderen den Wunsch nach einer Föderalismusreform zur Verankerung der Rechte autochthoner Institutionen (S. 67). Zwischen 1991 und 1995 tagte die Königliche Kommission für die indigenen Völker, die vorschlug, die etwa 1 000 indigenen Gemeinschaften in ca. 80 Nationen zusammenzuführen, um in dieser Form kulturelle Identität zu bewahren. Damit sollten einmal die Gruppen festgestellt werden, deren Rechte und Kultur zu erhalten sind, und zum anderen war festzulegen, welche Selbstverwaltungseinrichtungen für sie sinnvoll wären (S. 68). Letztlich stellte sich die Frage, wer zu welchen Gruppen gehören soll: dabei empfiehlt es sich, dass die betroffenen Gruppen dies selbst bestimmen sollten. Beispielsweise schlossen die Cree

einen modernen Vertrag und werden seitdem wesentlich weniger diskriminiert. Allerdings gibt es weitere Herausforderungen wie die, dass auch Nicht-Registrierte integriert werden müssen, dass der Reichtum innerhalb der Gemeinschaften und zwischen ihnen aufgeteilt werden muss, dass Entscheidungsmechanismen eingeführt werden sollten, die transparent und demokratisch sind, aber damit weniger traditionell und authentisch. Politische Strukturen und Machtfragen gehören eng mit kultureller Identität zusammen und gehen, so Pierre TRUDEL, weit über Fragen der kulturellen Sicherheit hinaus (S. 84–85).

Der zweite Abschnitt fokussiert auf die „institutionelle Dimension“ kultureller Sicherheit. Der Mitarbeiter am Sorbischen Institut Peter SCHURMANN beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem Versuch der Administrationen, nach dem Ende des NS-Regimes der sorbischen Bevölkerung ein Gefühl kultureller Sicherheit und damit Loyalität zu vermitteln. Anfang 1946 wurde dem sorbischen Nationalismus mit seinem Streben nach Abtrennung, schon von Moskau ausgehend, eine Absage erteilt (S. 93, 98). Die Länder Brandenburg und Sachsen gingen nun hinsichtlich der Berücksichtigung sorbischer Interessen unterschiedliche Wege. Während die Oberlausitzer Sorben eine gesetzliche Regelung erhielten, die ihnen eine kulturelle Teilautonomie vor allem im Schulwesen gestattete, fehlte dies in Brandenburg zunächst.

Die Romanistin an der Universität Frankfurt am Main Anna-Christine WEIRICH beschäftigt sich mit der individuellen und gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit in der Republik Moldova. Sie stellt die politische Situation des ab 1991 erstmals existierenden, jungen Staates zwischen Russland, Rumänien, der Ukraine und anderen europäischen Staaten dar, die gesellschaftlichen Vorgaben und die tatsächlich gelebten Sprachvarietäten, – die oftmals noch auf historische Gegebenheiten wie die UdSSR und das Osmanische Reich zurückgehen, – und die jeweiligen Erwerbsmöglichkeiten. Dazu nutzt sie Untersuchungen an einer studienvorbereitenden Schule mit zwölf Klassenstufen in einem größeren Dorf. In Moldova leben ethnische Gruppen häufig nicht räumlich zusammengefasst, so dass an allen Schulen alle Sprachen wie Rumänisch bzw. Moldauisch, Russisch, Ukrainisch, Englisch, Französisch verfügbar sein sollten. Gesellschaftliche Mobilität und Arbeitsmigration erfordern andere Sprachkompetenzen und streifen „kulturelle Sicherheit“ insofern, als es um friedliches, gedeihliches Zusammenleben zwischen allen Sprach- und Bevölkerungsgruppen geht (S. 111–115).

Der Postdoktorand am Lehrstuhl für Frankophonie und öffentliche Politik an der Université d'Ottawa Martin NORMAND berichtet über das „aktive Angebot“ von zwei Sprachen für öffentliche Dienstleistungen, das als Vorleistung in mündlicher oder schriftlicher Form offeriert wird. Bewirkt diese Bereitstellung auch ein gemeinschaftsgesteuertes Prinzip, das Inklusion und Sicherheit der französischsprachigen Minderheitsgruppe in Kanada fördert? Das „aktive Angebot“ als Schlüsselprinzip für die Erbringung öffentlicher Dienstleistungen in Kanada (S. 121) folgt den Prinzipien der Sichtbarkeit, Zugänglichkeit und Verfügbarkeit. Gerade im Gesundheitswesen stellen Anforderungen an Qualität und Sicherheit diejenigen an sprachliche Kompetenzen in den Hintergrund, obwohl gerade bei so privaten Fragen wie der Gesundheit eine barrierefreie Verständigung gewährleistet sein müsste (vgl. S. 131).

Der Soziologe Anton STERBLING, Professor an der Hochschule der Sächsischen Polizei Rothenburg/Oberlausitz, ist selbst gebürtiger Banater Schwabe und siedelte 1975 von Rumänien in die Bundesrepublik Deutschland über. Die kulturellen Institutionen für die Deutschen in Rumänien gründen auf Werten und Identitäten und wirken auf die Wert- und Identitätsvorstellungen der Minderheit selbst zurück (S. 135). Solche Verhältnisse lassen

sich vor allem bei Kulturen feststellen, die weniger im öffentlichen Fokus stehen. In den 1960er- und 1970er-Jahren fand einerseits eine kulturelle Institutionalisierung statt, mit der Gründung von Zeitungen und Zeitschriften, muttersprachlichen Schulen, Kirchen, Theatern usw., andererseits veränderte sich die Minderheitensituation in Rumänien und die Aussiedlungsdynamik der Deutschen aus Rumänien. Daraus entstand ein Widerspruch: Industrialisierung und Bildungschancen nahmen zu, und es eröffneten sich mehr künstlerische Entfaltungsmöglichkeiten (S. 141). Aber immer mehr Menschen verließen das Land.

Die folgenden Beiträge nehmen die „territoriale Dimension“ kultureller Sicherheit in den Blick. Die Bedeutung von „lokal verwaltete[n] Naturschutzgebieten für die Revitalisierung indigener politischer Kulturen in Kanada“ stellen Nicolas HOUDE und Laurie CAMIRAND LEMYRE von der Universität Québec in Montréal interdisziplinär zwischen Politikwissenschaft und Geografie und am Beispiel der Masko Cimakanic Aski dar (S. 146–159). Das Experimentieren mit Methoden des Landmanagements für bessere Koexistenz, Institutionen und Entscheidungsprozesse auf Grundlage von Wissen und Lebensweisen Indigener erwies sich dort als erfolgreiche Strategie.

Der Politikwissenschaftler Xabier ITÇAINA, Forschungsdirektor am Centre National de la Recherche Scientifique, Université de Bordeaux, beschäftigt sich mit der Minderheitensituation des französischen Baskenlandes, wo die Revitalisierung des Baskischen lebhaft betrieben wird. Obwohl sich Frankreich insgesamt gegenüber Minderheitensprachen eher reserviert verhält, sind hier positive institutionelle Entwicklungen zu beobachten, gerade im Unterschied zum spanischen Baskenland (S. 160–173). Es zeichnen sich Möglichkeiten der sprachlichen Förderung oder des proaktiven Angebots zur sprachlichen Mobilisierung ab, die Zeichen von Pluralismus in sprachlicher und kultureller Hinsicht sind.

Das „Streben nach kultureller Sicherheit im Valencianischen Land“ stellt Jean-Rémi CARBONNEAU, Doktorand am Institut für Politikwissenschaft der Université du Québec in Montréal, als Prozess „zwischen spanischer und katalanischer Nationsbildung“ dar (S. 174–199). Es handelt sich auch bei diesem Beitrag um eine komplexe Analyse der historischen und linguistischen Situation einer Region, die in die Frage nach dem Status von Sprachvarietäten des Spanischen in den Regionen der Welt mündet, unabhängig von nationalen Zugehörigkeiten der Sprecher.

„Das Bodenproblem der Tibeter im indischen Exil“ als Frage nach kultureller Sicherheit bei unsicherer Existenz erörtern HUANG Yunsong, Jurist an der Fakultät für gesellschaftliche Entwicklung und wirtschaftliche Entwicklung Westchinas, und Andreas GRUSCHKE, Entwicklungsgeograf an der Sichuan-Universität in Chengde (China) (S. 200–222). Zwar bemühten sich die Mitstreiter um den Dalai-Lama um eine tibetische Exilgemeinschaft, die Autoren zeigen aber, dass aufgrund fehlender Existenzgrundlagen in Indien die Sicherheit der dort lebenden Tibeter in materiell-ökonomischer, sozialer, rechtlicher, politischer und letztlich auch kultureller Hinsicht ernsthaft bedroht scheint.

Eine weitere Dimension stellen „kollektive Identitätsangebote“ dar. Die Kulturwissenschaftlerin Nicole DOŁOWY-RYBIŃSKA von der Polnischen Akademie der Wissenschaften beschäftigt sich mit „Sprach- und Kulturpraktiken junger Menschen aus europäischen Sprachminderheiten“, die sie ethnografisch-soziolinguistisch „zwischen Assimilation und Aktivismus“ verortet (S. 224–237). Sie bestimmt den Begriff „kulturelle Sicherheit“ hinsichtlich der Aktivitäten einer Sprachminderheit, ihre Gruppe aktiv zu erhalten. Auch die Beispiele aus ihren Interviews verdeutlichen, dass einerseits ein Drang

zur Assimilation besteht, der auch in Globalisierungsprozesse eingebettet ist, und dass damit andererseits ein Schritt hin zum Verlust der eigenen und ein Schritt zur dominierenden Kultur gegangen wird. Die für die Zweitsprache Engagierten stehen letztlich als „Säulen für das Überleben von Minderheitenkulturen und deren Sprachen, da es an ihnen liegen wird, ob sie nachfolgende Generationen dazu bewegen können, sich für eine Minderheitenkultur zu entscheiden. Die kulturelle Sicherheit dieser Gruppen beruht auf dem Engagement der Jugendlichen für die Minderheitenkultur und deren Sprache.“ (S. 235)

Die Fächer Mehrsprachigkeit und Interkulturelle Bildung vertritt der Psychologe Daniel WUTTI von der Pädagogischen Hochschule Kärnten. Er nutzt das Konzept der Großgruppenidentitäten von Vamik Volkan für die Darstellung der Situation der Kärntner Sloweninnen und Slowenen bezüglich ihrer Erinnerungsstrukturierung, der unbearbeiteten traumatischen Vergangenheit, die bis in die Gegenwart nicht berücksichtigt wird. Kärntner Sloweninnen und Slowenen sehen sich eher einer andauernden Verunsicherung ihrer Situation gegenüber, die mehr mit Politisierung als mit folklorisierender Konservierung beantwortet wird (S. 246).

Die Direktorin des Instituts für Ethnologie an der slowakischen Akademie der Wissenschaften Tatiana PODOLINSKÁ stellt eine Mikrostudie zur Gruppe der Roma vor, die der sozialen Vernetzung und Rekonstruktion ethnischer Identität auf der religiösen Grundlage der Pfingst-Prediger nachgeht (S. 252). Sie erläutert die Diskrepanz zwischen der verfassungsrechtlichen Situation von Minderheiten in der Slowakei und der gelebten Situation. Ethnische Stereotype und fehlende politische Repräsentanz bzw. die Reduktion der Gruppe auf wenige Musikerfamilien und Musikgruppen treffen hier auf die passenden Angebote der Pfingstbewegung, die eine nichtethnische Zugehörigkeit und letztlich höhere kulturelle Sichtbarkeit und Sicherheit erzeugen.

Der letzte Abschnitt thematisiert die „partizipative Dimension“. Die in Bolivien arbeitende Sprachwissenschaftlerin Inge SICHRA stellt in ihrem Beitrag die „Sprachenpolitik und Sprachplanung in indigenen Familien in Lateinamerika“ (S. 276–290) anhand zahlreicher, leider im Druck recht kleiner Grafiken und Abbildungen anschaulich dar. Die Sprachenpolitik möchte, dass Eltern die Muttersprache intensiv vermitteln, was von den Schulen und peer groups allerdings sehr unterschiedlich goutiert wird.

Die am Sorbischen Institut tätigen Wissenschaftlerinnen Theresa JACOBS und Ines KELLER führen am Beispiel des Volkstanzes und des Tragens von ‚Trachten‘ in den Umbruchphasen nach 1945 bzw. nach 1989 jeweils die Situation des Neuverhandelns von Praktiken als Zeichen für kulturelle Sicherheit an (S. 291–305). Solche traditionellen Kulturen, als Massenszenen dargestellt, wurden in der DDR der 1950er-Jahre als Großgruppenerfahrungen generiert. Kulturelles Erbe war damals Objekt der „strategischen Indienstnahme“ (S. 301) – sowohl bezogen auf eine Kollektividentität als auch auf individueller Ebene, wie sie sich an Einzelbiografien ablesen lässt.

Die Schweiz ist durch ihre zahlreichen Sprachen bekannt. Das Frankoprovenzalische gehört zu den eher unsichtbaren Sprachen, da die Sprecher „ein sehr lokales Sprachbewusstsein aufweisen“ und sogar eine einheitliche Bezeichnung fehlt. Ohne eine eigenständige Standardsprache ausgebildet zu haben, wird das Frankoprovenzalische in der Schweizer Romandie, ebenso in Frankreich und in Italien gesprochen. Manuel MEUNE, Professor an der Abteilung für Deutsch der Universität Montréal, erläutert die Revitalisierungsstrategien für das Frankoprovenzalische vor dem Hintergrund der Einsprachenpolitik auf Kantonsebene und der jeweiligen politischen Kräfte- und Machtverhältnisse (S. 306–327).

Der letzte Beitrag führt nochmals in die Region der Gastgeber: Fabian JACOBS erörtert „kulturelle Sicherheit“ beispielhaft für die Sorben in der Bergbaufolgelandschaft der mittleren Lausitz, besonders im Kirchspiel Schleife und dem Tagebau Nochten (S. 328–345). Der Widerspruch zwischen Siedlungsräumen und dem Abbau von Bodenschätzen ist weltweit zu verfolgen. Bezüglich der Braunkohle ist der sorbische Bereich essentiell betroffen (S. 332). Wesentlich erscheint dabei der Hinweis, dass die gesetzlichen Rahmenbedingungen allein nicht ausreichen, sondern: „kulturelle Resilienz bedarf [...] endogener Entwicklungsstrategien mittels aktiver Mitgestaltung durch die Bewohner, mittels kreativer Anknüpfungspunkte an kulturelles Erbe und der Reaktivierung regionaler Ressourcen. Diese sind nicht nur für die sorbische Bevölkerung hilfreich, sondern können für die gesamte regionale Identitätsbildung in der Bergbaufolgekulturlandschaft in Wert gesetzt werden“ (S. 342).

Dieser Schluss verweist auf eine wesentliche Botschaft aller Beitragenden: Bei „kultureller Resilienz“ kommt es für alle kulturellen Gruppen sowohl auf politische Rahmenbedingungen an, als auch wesentlich auf das Engagement und Entwicklungspotenzial der Gruppen selbst, das zu unterstützen ist. Diesem bemerkenswerten Band ist eine umfassende Rezeption zu wünschen. Zahlreiche Perspektiven erörtern die kulturelle Potenz von Minderheiten, die letztlich mit ihrem Beitrag zur Pluralität der Gesamtgesellschaft beitragen. Kulturelle Vielfalt ist ein Entwicklungspotenzial, das zu Frieden und Prosperität beiträgt. Die Problemstellung „kulturelle Sicherheit“ hat damit ihr Potenzial für weltweite Entfaltungsmöglichkeiten aufgezeigt.

Kathrin Pöge-Alder, Leipzig